

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 14

Artikel: Das Land der freien Mädchen
Autor: Golowin, Sergius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Land der freien Mädchen

Von Sergius Golowin

Casanova, gewiss ein gewaltiger Kenner der Liebesbräuche in seinem 18. Jahrhundert, erlebte auf dem Gebiet der Schweiz etwas, was er bis dahin für unmöglich gehalten hätte. Er sah einen jungen Mann nächtlich in ein Fenster hineinklettern und erfuhr dann, dass dies kein Einbrecher sei: Es sei einfach ein Bursche, genau wie jeder andere, der auf landesübliche Weise einem unverheirateten Mädchen einen Besuch abstatte! Dabei sei sozusagen körperliche Vertraulichkeit gebräuchlich und selbstverständlich — freilich nicht die Gewährung der «letzten Gunst».

Tabuisierte Kulturgeschichte

Solche Geschichten sprachen sich rasch herum und man kann ruhig behaupten, dass es weniger die Schönheit der Alpen war, die jene erste Welle von phantasievollen Reisenden in unser Land brachte, sondern gerade jene Sage von der unerhörten erotischen Freiheit der Berge; das Schwärmen von den Alpenhütten, die schon der grosse Rousseau als «Temple der Venus», also als Wohnstätten der heidnischen Göttin der Sinneslust, bezeichnete.

Die Berichte darüber sind freilich nicht in jeder Beziehung leicht zusammenzuklauben. Die heuchlerische, sich nur um Äusserlichkeiten kümmern Sittenstrenge — die bekanntlich im Viktorianismus gipfelte! — sah sogar in jedem Gespräch über harmlosen Umgang zwischen Mann und Frau einen schmutzigen Sündenfall. Etwa die Bücher der zahllosen englischen Schweiz-Reisenden des 19. Jahrhunderts sind in Hinsicht auf Liebeskünste sehr wenig ergiebig, obwohl zweifellos auch ihre Verfasser gerade in dieser Richtung von verdrängter, aber massloser Neugier getrieben wurden: «Die Beziehungen der Geschlechter waren in der damaligen englischen Gesellschaft als Gesprächsthema strikte „taboo“. Da die meisten Engländer normalerweise ganz offen von Diebstahl, betrügerischer Überforderung oder Trunksucht sprechen, müssen wir annehmen, dass

zumindest in einigen der Fälle, wo die Moral der Schweizer als nicht auf besonders hoher Stufe stehend bezeichnet wird, eigentlich die Sexualmoral gemeint ist». (H. Löhrer).

Kiltbräuche als Reiseziel

Auch die amtliche Schweiz liess sich in einer solchen Richtung beeinflussen. Ein F. J. Stalder oder J. G. Ebel, die darüber um 1800 voll Stolz auf eine von den Gebildeten wiederentdeckte «Ursitte», aber gleichzeitig einigermassen sachlich und gründlich zu schreiben versuchten, gehören sicher zu den sehr vermerkenswerten Ausnahmen. Überall, «in jedem freien Gebirge unserer Schweiz, wo noch ein Fünkchen alter Nationalsitte in den Bewohnern glimmt», lebte nach ihnen solcher Brauch. Sie staunten, wie hier Mädchen in ziemlich freien Liebesspielen sozusagen alle jungen Burschen der Gegend «ausprobierten» und sich dann offensichtlich selbstständig für den ihrem Gefühl Besten entschieden.

In gewissen Gebieten liessen sie sich vom Auserwählten schwängern und machten damit den «Entschluss» der Eltern und die kirchliche Hochzeit nur zu einem ihren freien Willen bestätigenden Brauch. In andern Landesteilen entwickelte sich offensichtlich eine ganze, heute höchstens wieder von gewissen Hippie-Lebensphilosophien neu gepriesene Welt erotischer Zärtlichkeiten und Spielereien: «Den Eherichtern kommen sehr oft Fälle vor, wo junge Personen Jahre lang Nächte durchbuhlten, und da es zum Streit zwischen ihnen kam, der klagende Teil doch nicht den Genuss der letzten Gunst anführen konnte». So voll Verwunderung Ebel im Jahre 1802.

Die ganz Europa erfassende Gleichschaltung der Lebensstile, eine damit von oben nach unten dringende veräusserlichte Moral, die wirtschaftliche Ausnützung der Unterschichten durch den Industrialismus usw. gaben dieser sinnlichen Schweiz den Todesstoss.

Peinlich berührt liest man etwa, wie geschäftstüchtige, einflussreiche Bürger das Mitwirken bei diesen «geheimnisvollen» Sitten der Äpler zu vermitteln wussten. Voll Genuss sah dabei der «königlich preussische Regierungsrat» von Uklanski ein schönes Mädchen «im Gewande der Unschuld» — wobei freilich, wie er voll Verwunderung schrieb, diese ihre «Tugend» jeden Augenblick zu beweisen wusste.

Das Menschenrecht auf Liebe

Wahrscheinlich eine der ausführlichsten Schilderungen des seltsamen Brauches findet sich in einem so glänzenden Werk wie dem Buche «De l'amour» des geistreichen Franzosen Stendhal — einem der ersten der neuenen Schriftsteller, dem es restlos aufging, dass es stets die Art der Beschaffenheit der zwischenmenschlichen Beziehungen ist, die das eigentliche Wesen der Kulturen ausmacht.

Im Alpenland fand er, wie er sich ausdrückte, den «völligen Gegensatz zu unseren französischen Sitten, die ich wenig billige»; Im damaligen «zivilisierten» Europa erhielten die Mädchen kaum Gelegenheit, mit ihren zukünftigen Ehemännern auch nur zu reden — und auch dies höchstens vor den Augen einer auf «Züchtigkeit» bedachten Aufsicht und im Sinne des Austausches anerzogener, völlig nichtssagender «Höflichkeiten». Der «Bund fürs Leben» wurde nicht, wie es so gerne erklärt wurde, «im Himmel geschlossen», sondern nach endlosem Abwägen sehr irdischer, «ständesgemässer» Überlegungen zwischen Eltern und sonstigen «Vertretern der guten Gesellschaft», die nun einmal den herrschenden Ton anzugeben hatten. Vielfach wurden dann, dies um irgendwelcher wirtschaftlicher Ziele willen, noch fast im Kindesalter steckende Mädchen an 40-, 50- oder 60jährige Männer («die sich aber eine seriöse Existenz aufgebaut hatten») feierlich verkuppelt.

Körperlich und seelisch einander fremde Menschen kamen so zusam-

men und es blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als entweder im Gewinn gemeinsamer äusserer Geltung einen Trost zu finden oder durch gelegentliche Ausbrüche in «Liebes»-Abenteuer sich seltene Ersatzbefriedigung (und der guten Gesellschaft den einzigen Gesprächsstoff!) zu verschaffen.

Märchen für das 18. Jahrhundert

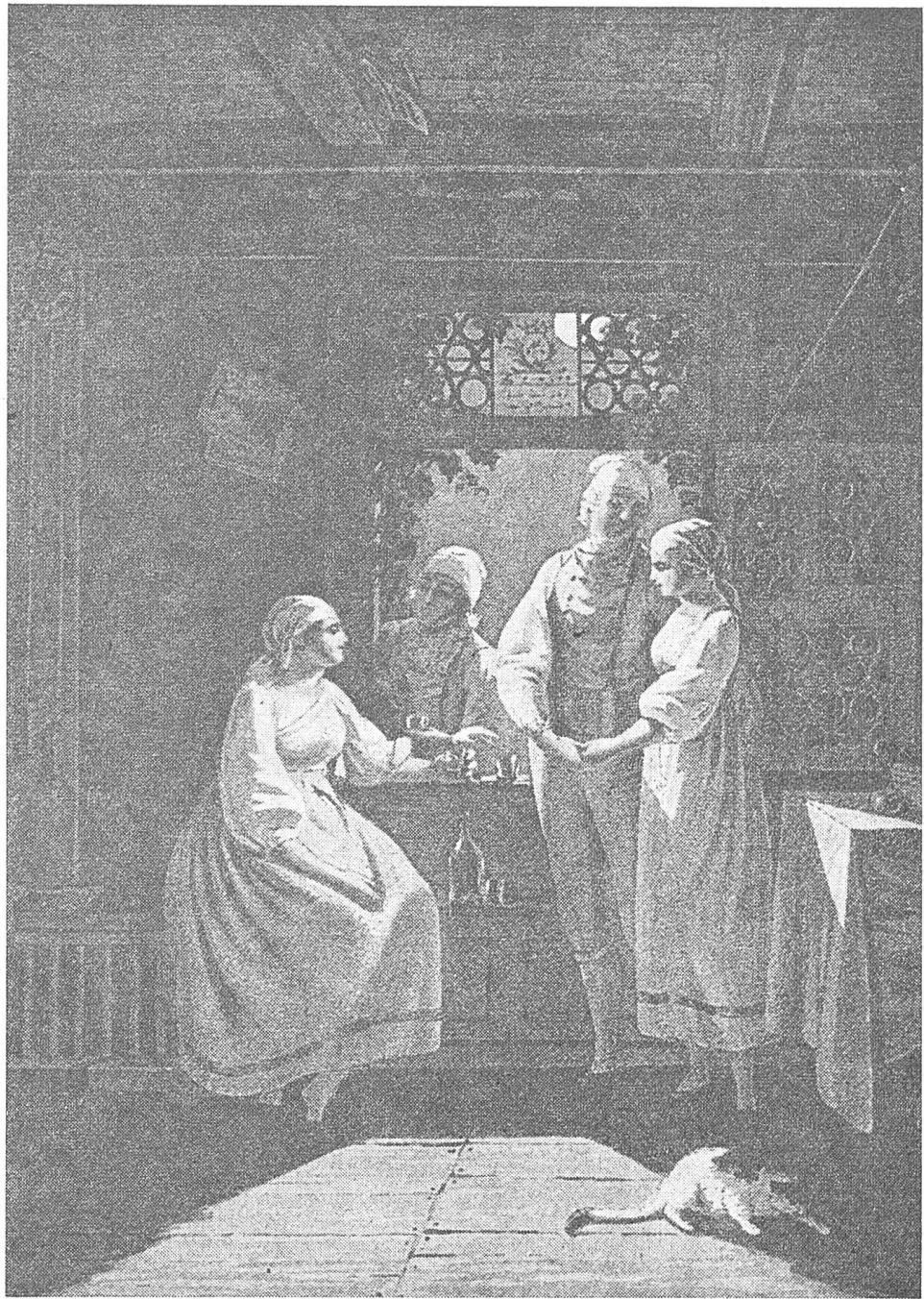
In den abgelegenen Gebieten der Schweiz herrschte aber, wie erwähnt, der «völlige Gegensatz» zu solchen «Umgangsformen der gesitteten Welt», und Stendhal führte dazu eine Schilderung an, die Oberst Franz Rudolf Weiss in seinen bekannten «Principes philosophiques, politiques et moraux» veröffentlichte, nicht ohne an dieser Stelle beizufügen, dies sei für ihn, Stendhal, nur eine Bestätigung dessen, «was ich im Jahre 1816 vier Monate hindurch mit eigenen Augen gesehen habe».

Aber lassen wir nun den wackeren Oberst und Augenzeugen Weiss selber zu Worte kommen: «Ein biederer Bauer im Bernbiet beklagte sich über verschiedene in seinem Weinberge angerichtete Beschädigungen. Ich fragte ihn, warum er sich keine Hunde hielte. „Meine Töchter würden dann niemals heiraten“. Ich verstand diese Antwort nicht, und nun erzählte er mir, dass er einen so bösartigen Hund gehabt habe, dass keiner der jungen Burschen mehr durchs Fenster einzusteigen gewagt hätte.

Ein anderer Bauer, der Schulze seines Dorfes, sagte mir zum Lobe seiner Frau, keine andere habe in ihrer Mädchenzeit so viele „Kiltgeher“ oder „Wacher“, das heisst junge Männer, nachts bei sich gehabt wie sie.»

Bettspiele ohne Sünde

«Ein allgemein geachteter Oberst (etwa der Herr Oberst Weiss selber? Anmerkung S. G.) war einst bei einem Ritte durch das Gebirge gezwungen, die Nacht am Ende eines sehr einsamen, malerischen Tales zuzubringen.



«Der Kiltgang im Canton Bern»

Aus «Franz Niklaus König» von Marcus Bourquin in der Reihe Berner Heimatbücher, Verlag Paul Haupt, Bern.

Er nahm bei dem Ortsvorstande, einem reichen und wohlangesehenen Manne, Quartier. Bei seiner Ankunft bemerkte der Fremde ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, ein Bild von Anmut, Frische und Einfachheit. Es war die Tochter des Hauses. Am selben Abend fand ein Tanzfest statt. Der Offizier machte dem jungen Mädchen, das wirklich von auffälliger Schönheit war, den Hof. Schliesslich fasste er sich ein Herz und fragte, ob er nicht mit ihr wachen dürfe. Sie antwortete: „Nein, denn ich schlafe mit meiner Base zusammen, aber ich werde zu Ihnen kommen.“ Man stelle sich die freudige Erregung vor, die diese Antwort hervorrief. Man ass zu

Abend; dann stand der Fremde auf. Das Mädchen nahm den Leuchter und folgte ihm in sein Zimmer. Er glaubte, das Glück in den Armen zu haben. „Nein“, sagte sie treuherzig, „erst muss ich meine Mutter um Erlaubnis fragen.“ Der Oberst war wie vom Donner gerührt. Sie geht hinaus; er folgt heimlich bis an das Schlafzimmer der braven Leute und hört, wie das junge Mädchen in schmeichelndem Tone die Mutter um die erwünschte Erlaubnis bittet. Schliesslich wird sie gewährt. „Nicht wahr, Alter“, sagt die Mutter zu ihrem Manne, der schon im Bette liegt, „du hast nichts dagegen, dass Trineli die Nacht mit dem Herrn Obersten verbringt?“ — „In Gottes Na-

men!' antwortete der Vater; 'ich glaube einem solchen Manne könnte ich auch meine Frau anvertrauen.' Also schön', sagte die Mutter, 'aber sei ein braves Mädchen und behalte deinen Rock an!'

Am andern Morgen stand Trineli jungfräulich wieder auf. Der Fremde hatte sie geachtet. Sie brachte das Bett in Ordnung, bereitete Kaffee und holte Saane für ihren Nachtgenossen. Nachdem sie mit ihm auf dem Bette sitzend gefrühstückt hatte, schnitt sie ein Stückchen Stoff aus ihrem Brustlatz heraus und sagte: 'Hier, behalte das zum Andenken an eine glückliche Nacht, die ich nie vergessen werde! Ach, warum bist du Oberst!' Nach einem Abschiedskusse enteilte sie. Der Oberst sah sie niemals wieder.'

Also die betreffende Stelle bei Stendhal.

Venus in den Alpen

Zu Ehren des unternehmungslustigen und grosszügigen Trineli (und der Erzähler-Wahrhaftigkeit des Obersten Weiss) will ich hier nur beifügen, dass, zumindest in der von mir eingesehenen Ausgabe der «Principes philosophiques», der Schluss der Geschichte etwas anders lautet. Es findet sich hier weder Rührseligkeit im Sinne der Damen-Romane des 18. Jahrhunderts noch eine zu nichts verpflichtende modische Klage über Stadesunterschiede. Die Stelle endet hier

viel hübscher, der sinnlichen Phantasie des damaligen, in den starren «Moral-Regeln» der «Schicklichkeit» eingezwängten Lesers einen gewaltigen Spielraum öffnend: «Also gut, gehe», sagte die Mutter, 'ziehe deine Röcke nicht aus'. Trineli versprach es, und hielt ihr Wort — aber man hatte beizufügen vergessen, dass man diese nicht verrücken sollte.»

Empörte Gegner oder in Wunschbildern schwelgende Bewunderer solcher «helvetischen Hirtenbräuche» waren sich aber in einer Sache ziemlich einig: Obwohl eine solche «Freiheit im Umgang zwischen den Geschlechtern» nach den meisten damaligen staatlichen und kirchlichen Sitten-Theoretikern eigentlich zu einer völligen Verwilderung, «Vertierung» des Menschen führen sollte, zeigte das Volk dieser Alpengebiete «trotzdem» eine ganze Zahl unbestreitbarer Vorzüge.

Es herrschte, auf alle Fälle nach vielen Schilderungen, eine gewisse Freundlichkeit und Gastfreundschaft (wohlverstanden, wir reden von einer Zeit vor dem Beginn der «Fremdenindustrie») untereinander und sogar gegenüber den ausländischen Reisenden. «Trotzdem» die Eheleute bei der Hochzeit auf eine im damaligen Europa geradezu unglaubliche Erfahrung in Liebesdingen zurückblicken konnten, schienen ihre Bindungen eher fester zu sein als anderswo und ihr Vertrauen, ihre Offenheit gegenüber geradezu erstaunlich.

über «vom ersten Anlauf an» ziemlich unmittelbare körperliche Vertrautheit herausnehmen dürfte: «Wo bei man gewiss sein konnte, dass diese sich darob nicht verwunderten, und dass sie in dieser ihnen gegenüber herausgenommenen Freiheit eine ihnen dargebrachte Höflichkeitsbezeugung sahen, welche ihnen zusätzlich bestätigte... dass sie schön genug seien, um Verlangen zu erwecken. Diese gleichen Mädchen sind nicht fremd der ersten Tugenden ihres Geschlechts: der Sanftmut, der Güte, der Aufrichtigkeit, der kindlichen Anmut; und diese Blüte der Schönheit, welche sich nur im Schutze der Freude entfaltet, verbreitet ihren Zauber um sie!» Auch Stendhal behauptete aus eigenem Augenschein: «Ich kenne wenig so glückliche Familien wie im Berner Oberland...»

Diese von den wachen ersten Beobachtern des Volkes wie Rousseau und Haller angeregten Reisenden, die, ohne es zu wissen, die Wissenschaft von den Gesetzmässigkeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu begründen begannen, nahmen zweifellos verschiedene Ergebnisse neuerer Forschung vorweg: Die berühmte und damals, am Vorabend der gewaltigen revolutionären Umwälzungen, viel umschwärzte «Demokratie in den Schweizerbergen» erschien ihnen nicht mehr als ein von oben, durch irgendwelche Verfassungsänderungen durchgesetztes, verordnetes Ergebnis von Parteikämpfen.

Der berühmte Satz, laut dem «zu Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland», wäre damit jenen Menschen kein gedankenlos nachgesprochenes, wohlklingendes Schlagwort für Festansprachen gewesen, sondern erlebte, alltägliche Wirklichkeit. Im ungezwungenen Verhalten der Geschlechter untereinander; in der Entscheidungsfreiheit, die hier die Mädchen zu bewahren wussten; in Liebesbräuchen, die nicht von strengen Sittenlehren und Gesetzen «geordnet» wurden, sondern vorwiegend in der inneren Haltung der Beteiligten — erkannten diese Beobach-

Ein höchst praktisches Gerät von bleibendem Wert ist
PEDIMAN
SWISS MADE
der beliebte elektrische Fuss- und Nagelpfleger

Bequem, einfach und schmerzlos entfernen Sie: Hornhaut, Hühneraugen, eingewachsene und dicke Nägel. Schleifen und Polieren der Fingernägel ohne Mühe, nach neuester Methode. **PEDIMAN** enthält reichhaltiges, dauerhaftes Werkzeugsortiment und ausführliche Bedienungsanleitung. Verlangen Sie den illustrierten Gratisprospekt oder unverbindliche Vorführung. IKS Nr. 32884

Elpema AG, 2500 Biel
La Niccaweg 17, Telefon 032 / 2 49 02

ter nach und nach die Grundelemente, die das Bewusstsein und damit das ganze Dasein jener Menschen bestimmten. In politischen Einrichtungen, der ganzen Volkskultur, sogar in den Körperbewegungen sah man damit immer mehr nur die sichtbaren Äusserungen dieses im Gegensatz zu «zivilisierteren» Staaten weniger verkrampften, ungezwungenen Alltag-Verhaltens: Erstaunlich genug für den heutigen Kenner der modernen, wirtschaftlich gewiss zu den glücklichsten Staaten der Welt gezählten Eidgenossenschaft staunte zum Beispiel Heinse zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Süden der deutschsprachigen Gebiete — vor allem in der Schweiz! — über die freiere, «bessere Haltung» der Mädchen. Im Norden sehe man «weit weniger schlanke, hochaufgerichtete Gestalten».

Der Hintergrund einer Demokratie

Es ist sehr bezeichnend, dass die mit Sagen umrankte Geschichte von den Freiheitskämpfen der Urschweiz einen Bestandteil enthalten, der nur aus den Kilter- und Nachtbubenbräuchen heraus verständlich ist: Landenberger feste Burg in Unterwalden wird von jungen Burschen erstürmt, die im Sinne der gültigen Liebesbräuche ohne jedes Misstrauen eingelassen werden. Noch der volkstümliche Chronist Hans Rudolf Grimm (1665—1749) plaudert darüber sehr anschaulich: «Es hatte ein Bunds-Bruder in dem Schloss Rotzberg eine Liebste, der ging öfters da es Nacht war vor die Schloss-Porten, und pfiffe seiner Liebsten, sobald sie dann die Pfeiffen gehört hatte, so lief sie und gab ihm Antwort. Nun machte dieser Bunds-Bruder mit seiner Liebsten diese Abred: Sie solle ihn auch einmal an einem Seil in das Schloss hinaufziehen, weilen doch die Porten verschlossen wären, und zwar die nächste Kilt Nacht... Da hat dieser mit seinen Bunds-Brüdern verabredet, dass wann seine Liebste ihn werde ins Schloss aufgezogen haben, er die Por-

ten gleich öffnen wolle, so auch geschehen.»

Die fröhlichen Eidgenossen

Der deutsche Reisende H. L. Lehmann staunte im 18. Jahrhundert über die von ihm beobachtete Tatsache, dass in der mächtigen Republik Bern (im Gegensatz zu den kleinen Kantonen) fast alle bürgerlichen Rechte abgebaut waren, ein großer Teil des Volkes aber trotz dieser Bevormundung sich für die «freisten Menschen» der Welt hielt. Lehmann selber musste übrigens, sittlich entrüstet, feststellen, dass, während hier jede Auflehnung gegen den Willen der Obrigkeit fast tückischer geahndet wurde als in den strengsten Monarchien, gleichzeitig in Liebesdingen eine «ausserordentliche, aller Sittlichkeit den Krieg ankündigende Freiheit» bestand. Empört stellte er sogar fest: «Denn Verwahrlosung ist wohl noch der gelindeste Name für die Gleichgültigkeit, womit die Regenten des Volkes den unter den Berner Landleuten... noch üblichen Kiltgang... und seine Folgen betrachten.»

Was hier als sträfliche «Gleichgültigkeit» der Herrschenden angesehen wird, erscheint uns heute als Ausdruck jener Staatskunst, die der dünnen Oberschicht der Aarestadt ermöglichte, über eine gewaltige, von verschiedenartigen Überlieferungen erfüllte Landschaft ihre Macht zu errichten.

Die erhärtete Tatsache, dass es zur wohnlichen Gestaltung eines freiheitlichen Staatswesens eine Mehrheit von selbstbewussten, in ihrem engen Lebenskreis sich frei entfaltenden Menschen braucht, besitzt folglich möglicherweise wie alles in der Welt ihre Schattenseite, besser — Achillesferse: Der Abbau der politischen Volksrechte wird leicht möglich, wenn, ohne Rücksicht auf sonst gepriesene «moralische» Leitbilder, den Untertanen (unterverständnisvollem Augenzwinkern) gewisse für sie wichtige Gebiete der freien Entfaltung bewahrt werden.

Zukunftsorschung in der Schweiz

Dr. Gerhard Kocher, Sekretär der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung in Zürich, veröffentlichte soeben im Verlag Paul Haupt, Bern, ein Inventar all jener Ansätze zur Zukunftsforschung, die in unserem Lande festzustellen sind. Er verbindet damit einen Appell zu zukunfts bewussterem Denken, denn «nur so können wir den nächsten Generationen gegenüber verantwortlich handeln». Sein Katalog beginnt mit einer Studie der Fédération Horlogère aus den Jahren 1963 bis 1965, führt über eine Analyse der «Gesellschaftspolitischen Kommission» der Konservativ-Christlichsozialen Volkspartei und dem vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement Professor Francesco Kneschäurek erteilten Auftrag bis zu den Arbeiten der Prospektivkommission der Neuen Helvetischen Gesellschaft und das Wirken der «Leitbild-Kommission» der Freisinnig-demokratischen Partei und der «Kommission für Zukunftsaufgaben» des Landesrings der Unabhängigen.

Trotz dieses ansehnlichen Katalogs konstatiert der Autor noch gewaltige Gegenkräfte, die von der Skepsis bis zur eigentlichen Ablehnung gegenüber den langfristigen Prognosen reichen.

Dr. Gerhard Kocher plädiert energisch für die Schaffung eines Instituts für Zukunftsforschung, das wesentlich dazu beitragen würde, «Fehlleistungen zu vermeiden und Scharlatanen das Handwerk zu legen».

In einem Nachwort kommt Professor Dr. Bruno Fritsch, Leiter der Sektion für Grundlagenforschung an der ETH, auf die Frage zu sprechen, ob die Zukunft überhaupt «erforscht» werden könne. Er bejaht die Frage entschieden, unterscheidet aber zwischen «mehr praktisch orientierten Prognoseverfahren» und «ins Utopische gehenden Zukunftsentwürfen», ohne das eine gegen das andere ausspielen zu wollen.